

Frauengeschichte, ‚lange Geschichte‘ und ein paar andere Probleme

Ein Gespräch zwischen Gerda Lerner und Albert Müller *

Müller: Frau Lerner, zu Beginn möchte ich Ihnen, ganz den Regeln des traditionellen Geschlechterkontrakts folgend, ein Kompliment machen.

Lerner: (*lacht*)

Müller: Es gibt kaum Historikerinnen oder Historiker, die über derart breite Forschungs-, Arbeits- und Wissensgebiete verfügen, die sie in ihre Arbeit integrieren konnten. Die Bandbreite reicht von der Analyse altorientalischer Gesellschaften über mittelalterliche Literatur, die amerikanische Anti-Sklavereibewegung, die deutsche Romantik bis zu Gegenwartsproblemen. Wie ist es möglich, ein derartig großes Feld zu integrieren?

Lerner: Ich glaube, das hat etwas damit zu tun, daß ich ein älterer Mensch war, als ich eine Akademikerin wurde. Das hat Vorteile. Es gibt große Vorurteile gegen ältere Studenten. Die sollte man abbauen, denn ein älterer Mensch hat Lebenserfahrung. Ich hatte vier Jahrzehnte, in denen ich breit und mit vielen Interessen lesen konnte. Das habe ich dann mit in mein Studium hineingebracht. Es hat auch mit meiner europäischen Erziehung zu tun, mit der Tatsache, daß ich – in Wien – eine gute Realgymnasiumserziehung hatte. Ich komme zudem aus einem kultivierten Haus, in dem Kultur, Malerei, Literatur in verschiedenen Sprachen gang und gäbe waren. Außerdem habe ich für meine letzten beiden Bücher, die ich unter dem Titel *Frau und Geschichte* zusammenfasse, also *Die Entstehung des Patriarchats* und *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins*, achtzehn Jahre gearbeitet. Dabei lernt man doch etwas.

Müller: Ihre Entscheidung, die Frauengeschichte als Universalgeschichte zu betreiben – Sie begründen das ja in einem Kapitel von *Frauen finden ihre Vergangenheit* (S. 174 f.) –, bedingt die Integration derartig vieler unterschiedlicher Fel-

* Gerda Lerner, Prof. emerit. der University of Wisconsin, Madison, ist eine der Begründerinnen und führenden Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den USA. Wichtigste deutschsprachige Veröffentlichungen: *Die Entstehung des Patriarchats*, Frankfurt am Main u. New York 1991; *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*, Frankfurt am Main u. New York 1993; *Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte*, Frankfurt am Main u. New York 1995. Albert Müller arbeitet am Ludwig Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft, Wien.

der. Warum haben Sie sich gerade auf ein so umfassendes Projekt wie eine Universalgeschichte – natürlich nicht im traditionellen Sinn – eingelassen? Andere Forschungstrends gehen doch vielfach in Richtung Kleinteiligkeit.

Lerner: Wenn Sie sich meine ganze Arbeit anschauen, so habe ich doch jahrzehntelang spezifische und monographische Arbeiten zur amerikanischen Frauengeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gemacht. Ich habe fünf Bände darüber veröffentlicht. Ich habe mich der Universalgeschichte, oder wie wir es nennen, der „langen Geschichte“ zugewandt, weil ich unzufrieden damit war, was ich über Frauen anhand der relativ kurzen Zeitspanne der amerikanischen Geschichte lernen konnte. Das hat auch mit theoretischen Problemen zu tun. Je mehr man sich in Frauengeschichte vertieft, desto mehr lernt man, daß die Periodisierungen, die für die allgemeine Geschichte eingesetzt werden, auf Frauen selten zutreffen. Wenn ich heute die Lage von bäuerlichen Frauen in der Dritten Welt beschreibe, so hat sich fast nichts geändert gegenüber bäuerlichen Frauen im frühen Mittelalter in Europa oder bäuerlichen Frauen im Amerika des 18. Jahrhunderts. Für die Männer dieser Schicht hat sich aber sehr viel geändert. Geschichte interessiert sich ja primär auch für Veränderungen, für Wendepunkte, und die kann man in kurzen Zeitspannen für Frauen nicht beobachten. Deshalb muß man sich der Universalgeschichte zuwenden. Das ist ein Grund, der zweite ist ähnlich gelagert: Wenn man sich einmal, nicht nur ich habe diese Erfahrung gemacht, mit Frauengeschichte in kurzen Perioden befaßt hat,

sieht man, daß die Methoden der allgemeinen Geschichte, und das heißt eigentlich: der traditionellen Männergeschichte, für uns nicht funktionieren. Will man wirklich erfassen, was die Situationen, die Lage, die Aktivitäten von Frauen sind, muß man sehr oft vergleichend arbeiten. Man kann also nicht bloß beobachten, was in einem Ort zu einer bestimmten Zeit, in einer Gruppe von Frauen geschehen ist. Man muß mit Vergleichen arbeiten. Ich habe früh in meiner Karriere einen großen Dokumentarband über die amerikanischen schwarzen Frauen gemacht.* Und aus dem Band habe ich mehr über weiße Frauen gelernt als sonst. Ich habe dann die Geschichte der weißen Frauen und die der schwarzen Frauen am selben Ort zur selben Zeit verglichen und konnte dadurch herausfinden, was mit Rasse zu tun hat und was mit Geschlecht zu tun hat. Ohne die Methode des Vergleichs wäre dies nicht möglich gewesen.

Müller: In *Frauen finden ihre Geschichte* fordern Sie im Einleitungskapitel „andere Methoden der Theorie- und Begriffsbildung“ als Voraussetzung für das Betreiben von Frauengeschichte. Mit anderen Worten: Sie fordern eine Veränderung der methodologischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft. Was sind hier die wesentlichen Punkte? Worauf kommt es dabei hauptsächlich an?

Lerner: Erstens muß ich sagen, daß es leichter ist zu kritisieren, was nicht funktioniert, als ein vollständig neues System aufzubauen. Alle, die an Frauengeschichte arbeiten, Männer wie Frauen, sind daran,

* Gerda Lerner, Hg., *Black Women in White America. A Documentary History*, New York 1972; letzte Aufl. 1994.

neue Methoden zu entwickeln und anzuwenden. Dies alles ist aber noch nicht so definitiv ausgearbeitet, daß wir sagen könnten, wir haben ein vollständig neues System, das man jetzt ganz einfach erlernen kann. So ist das nicht, das ist *work in progress*. Zunächst ist die vergleichende Methode, die ich gerade erwähnt habe, unerhört wichtig. Das Grundproblem, wenn man sich mit Frauen befaßt und nicht exklusiv mit Männern, könnte ich so zusammenfassen: Frauen haben – als volle Menschen – in einer Welt funktioniert, in der sie nicht die Macht hatten, Ressourcen zu kontrollieren und zu verteilen, und sie hatten nicht die Macht, Begriffe zu definieren. Das sind die zwei großen Unterschiede. Und daher haben Frauen wie Gruppen, die als deviante Gruppen definiert werden, immer unter zwei Arten von Unterordnung, Beschränkung gelebt, zunächst ganz real ökonomisch, politisch, bezüglich der Erziehung diskriminiert. Man könnte nun sagen, so hat auch die große Mehrheit der Männer gelebt, das wäre also kein *besonderes* Problem. Wollte man dieses erforschen, könnten wir ja die guten Methoden der Sozialgeschichte, der historischen Demographie usw. verwenden. Und das tun wir auch, und so haben wir ja angefangen. Jetzt kommt aber noch ein Zweites hinzu: Die größte Beschränkung, unter der Frauen zu leben hatten, war, daß sie immer von anderen definiert wurden und daß sie keine Macht hatten, diese Definitionen zu ändern. Und das ist einer der Schwerpunkte meiner Arbeit, daß ich zur Überzeugung gekommen bin, daß diese Beschränkung die ernsteste und entscheidendste für Frauen war. Man hat ihnen eine Rolle zugewie-

sen, über die sie keine Kontrolle hatten, die sie internalisiert haben und in die sie sich eingefügt haben, und diese Rolle hat dazu beigetragen, daß sie sich ihrer Unterordnung erst gar nicht bewußt werden konnten. Wenn man dies so sieht, dann ist es ganz klar, daß wir über Frauen wesentlich mehr wissen müssen als über die Geschichte unterdrückter Männer. Daran hängen zentrale methodologische Probleme, wir haben Methoden aus anderen Wissenschaften zu übernehmen begonnen, wir arbeiten mit Anthropologie, wir arbeiten mit literaturwissenschaftlichen Methoden, mit Methoden der Archäologie, auch die Artefakte müssen in den Blick gerückt werden. Eines der besten Bücher zur Frauengeschichte, das vor einigen Jahren erschien, war *A Midwife's Tale**, in dem ein einfaches Tagebuch einer Hebamme in Kolonial-Amerika mit den elaboriertesten Methoden bearbeitet wurde. Zum Beispiel ist es gelungen, aus dem Tagebuch mit Hilfe von geographischen Methoden ein genaues Netzwerk der sozialen Beziehungen zwischen Männern und Frauen in einem Dorf wiederherzustellen. Das war ungeheuer interessant, das Buch hat mehrere Preise bekommen und ist meiner Meinung nach ein gutes Beispiel für die Verwendung neuer Methoden. Von den Methoden aber einmal abgesehen sind es Konzepte und Terminologien, die unsere Forschungsstrategien bestimmen, und hier kommt es, gerade auch in der Auseinandersetzung mit den traditionellen Geschichtswissenschaften, immer wieder zu Problemen. Wir

* Laurel Thatcher Ulrich, *A Midwife's Tale. The life of Martha Ballard, based on her diary, 1785–1812*, New York 1990.

werden uns immer wieder neu um Klärungen bemühen müssen, ich habe beispielsweise in *Die Entstehung des Patriarchats* ein ganzes Kapitel über „Definitionen“, das die Aufgabe hat, die Begriffe, mit denen wir arbeiten, klarzulegen.

Müller: Als Sie sich in den sechziger Jahren mit Frauengeschichte intensiv zu beschäftigen begannen, konnten Sie die Forschungslage beschreiben als ein Problem der Auslassung der Geschichte der Frauen durch eine männlich dominierte Wissenschaft. Seit damals, also in den letzten dreißig Jahren, haben die Frauengeschichte und die Geschlechtergeschichte eine ungemein imposante Karriere gemacht, in den USA, aber auch in Europa, selbst in Österreich. Von Auslassungen könnte man heute nicht mehr in derselben Weise sprechen. Was wären denn aber Ihrer Meinung nach noch zentrale Lücken und offene Fragen?

Lerner: Ich stimme mit Ihrer optimistischen Beschreibung nicht überein. Nehmen Sie sich ein x-beliebiges Lehrbuch der Geschichte, das in den letzten zehn Jahren in Europa und Amerika geschrieben wurde, dann werden Sie kaum eine Verbesserung gegenüber der früheren Situation finden. Das einzige, was sich verbessert hat, ist, daß männliche Geschichtsforscher nun unter einem gewissen Druck von Frauenwissenschaftlerinnen stehen. Aber als Reaktion darauf machen sie dann oft das, was ich die Additionsmethode nenne. Man zählt, ich habe so viele Männer, dann muß ich jetzt noch circa fünf Prozent Frauen hineinstecken, dann stecke ich sie hinein, ändere aber sonst gar nichts, frage keine Fragen, die sich auf Frauen beziehen, schaue mir Frauen nach den Maßstäben an, nach

denen ich Männer beurteile, und dann sollen die Feministinnen den Mund halten. Nein, so großartig ist es noch nicht, wie Sie das dargestellt haben. Wir haben in Amerika viele *textbooks* analysiert. Ich kann präzise sein: Anfang der siebziger Jahre wurde eine Analyse aller führenden College-Textbücher der amerikanischen Geschichte gemacht. Dort wurde genau untersucht, wieviel Text, wieviele Bilder, wieviel Analyse sich jeweils auf Frauen oder Männer bezogen haben. Die Präsenz der Frauen lag dabei im Durchschnitt unter einem Prozent, das höchste waren drei Prozent, jetzt kann vielleicht mit drei oder fünf Prozent Präsenz von Frauen gerechnet werden. Das würde ich bloß als ganz kleine Verbesserung ansehen, und ich glaube, wir haben noch sehr weit zu gehen. Heute gibt es in Amerika vielleicht drei oder vier Textbücher, wo der *editorial board* von Anfang an aus Frauenwissenschaftlern und traditionellen Historikern zusammengesetzt wurde, die sind wirklich exemplarisch gut. Das wichtigste aber ist, nicht bloß die Frauen hinzuzusetzen, sondern die Fragen zu ändern.

Müller: Sie haben die prekäre Rolle der Männer erwähnt, die bloß unter Druck Frauen in ihre Darstellungen einfügen. Im Anschluß an Ihren Vortrag in Wien vor einigen Wochen meinten Sie in der Diskussion einmal sinngemäß, den Männern wäre zu empfehlen, doch deutlich mehr Frauengeschichte zu betreiben. Sie könnten daraus eine ganze Menge lernen. Was wäre nun das erste, was Männer zu lernen hätten oder lernen würden?

Lerner: Respekt vor Frauen. Das ist der erste Punkt. Das heißt, die Männer, alle Männer, nicht nur die Wissenschaftler, müßten sich von der falschen Vor-

stellung lösen, daß die Welt und die Kultur von Männern geschaffen worden seien. Das ist ganz fundamental. Ein Mann kann ein vollständig anständiger Mensch sein, vollständig demokratisch und auf Gleichberechtigung bedacht, dennoch lebt er meist mit einem Weltbild, mit einem durch die Erziehung vermittelten Modell, nach dem er ‚weiß‘, alles Wichtige auf der Welt wurde von Männern geschaffen und Frauen haben überhaupt nichts gemacht, außer vielleicht Kinder gekriegt und aufgezogen, und ab und zu hat einmal eine Königin ein Land anstelle eines Mannes regiert. Wenn man nun Frauengeschichte lernt, lernt man zuerst, daß dies ein durchaus falsches Bild der Wirklichkeit ist. Das ist das erste. Das zweite, was Männer lernen könnten, wäre, genau die vorhin erwähnten methodologischen Probleme ernstzunehmen. Wenn sich mehr Männer mit Frauengeschichte befassen würden, hätten wir, glaube ich, auch mehr vergleichende Geschichte. Und das würde das gesamte Feld bereichern. Bis vor kurzer Zeit hat sich die Geschichtsforschung vorwiegend mit politischen, militärischen und ökonomischen Problemen beschäftigt, dann kam die Sozialgeschichte dazu, die Geschichte der anonymen Massen. Aber was uns fehlt ist ein holistischer Zugang, der eine Gesellschaft als multidimensional konstruiert begreift. Bis jetzt haben wir meist die Geschichte, die sich um ein *slice of life* zentriert. Ein Stück der Gesellschaft wird unter die Lupe genommen, aber was sich sonst abspielt und was die Zusammenhänge sind, zwischen dem was sich abspielt, unterhalb der Geschichte sozusagen, das haben wir noch kaum gesehen. Nehmen wir als Beispiel ein großes

historisches Werk, E. P. Thompsons *The Making of the English Working Class*. Thompson war sehr positiv gegenüber Frauengeschichte eingestellt, und er hat ab und zu einmal über Frauengeschichte



gearbeitet, aber immer als eine Art von Kuriosität. Er hat immer die Frauen herausgefunden, wo etwas Merkwürdiges geschehen ist, sie waren so etwas wie Randerscheinungen, die man ab und zu mit Interesse beobachtet. Es ist doch erstaunlich, wenn man sein Buch anschaut, wie wenig von Frauen da drin ist. Und das ist eines der großen Werke der Sozialgeschichte.

Müller: Das hängt sicher mit dem traditionellen Arbeitsbegriff zusammen. Die Arbeit von Frauen wurde lange Zeit nicht als Arbeit definiert. Arbeit war Lohnarbeit.

Lerner: Das ist eine schöne Erklärung, aber sie macht es nicht besser. Thompson hat vor etwa dreißig Jahren geschrieben.

Ich glaube, für Thompson könnte man es vielleicht entschuldigen, aber heute kann man es nicht mehr entschuldigen. Man ignoriert dann eine der fortschrittlichsten und dynamischsten Entwicklungen der Geschichtswissenschaft der letzten dreißig Jahre.

Müller: Wenn ich Ihre Bücher richtig gelesen habe, ist der Begriff der Dominanz einer Ihrer Schlüsselbegriffe. Mit diesem Begriff stellen Sie ganz basal, ganz grundsätzlich die Frage nach Macht als eine zentrale Frage des Geschlechterverhältnisses. Mit der Grundsätzlichkeit dieser Frage schließen Sie, wie ich glaube, an die Klassiker der Sozialwissenschaften an, an Karl Marx ebenso wie an Max Weber, die die Frage von Macht und Herrschaft als das grundsätzliche, die Gesellschaft organisierende Prinzip gesehen haben. Wie sehen Sie den Einfluß solcher Klassiker auf Ihre Arbeit?

Lerner: Ich habe angefangen als Marxistin und habe mich durch meine Arbeit an der Frauengeschichte vollständig losgelöst vom Marxismus, weil der Marxismus genau wie alle anderen Systeme vollständig patriarchal ist. Das heißt, die Frau ist immer nur eine Randerscheinung neben den Kernfragen des Systems. Wie Sie vorhin richtig gesagt haben, Hausarbeit, unbezahlte Arbeit von Frauen wird nicht als Arbeit definiert. Dadurch verliert man fünfzig Prozent der Menschheit aus dem Blick, behauptet aber, man hätte ein universelles System. Daher habe ich mich davon gelöst. Das heißt aber nicht, daß ich mich für marxistische Ansätze nicht interessiere, teilweise habe ich sie auch verwendet. Ich bezeichne mich aber nicht als feministische Marxistin. Manche Frauen haben versucht, den Feminis-

mus in den Marxismus hineinzustecken, und als das nicht funktionierte, haben sie versucht, den Marxismus zu ändern, was auch nicht funktioniert hat, meiner Meinung nach. Ich bin zum Standpunkt gekommen, schon in *Die Entstehung des Patriarchats*, daß der Marxismus so wie alle anderen traditionellen großen philosophischen Systeme der westlichen Welt vollständig patriarchal ist. Ich muß aber arbeiten, indem ich solche Systeme zwar teilweise benütze, sie aber im allgemeinen beiseite lasse. Ich bin da vielleicht viel radikaler als die meisten Frauengeschichtsforscherinnen. Viele hängen noch immer am einen oder anderen System, manche an der Psychoanalyse, manche am Marxismus, manche am Liberalismus, was immer. Ich bin der Ansicht, Frauen müssen sich ein neues Denksystem erfinden. Wie und ob das sein wird, weiß ich nicht, ich glaube manchmal, daß ich Ansätze dazu gemacht habe.

Müller: Manche Theoretikerinnen des Feminismus sehen das Projekt feministischer Wissenschaft durch die in der letzten Zeit zunehmende Verwendung poststrukturalistischer Ansätze, zum Beispiel bei Judith Butler, gefährdet.

Lerner: Ich habe keine ausgeprägte Meinung darüber, das ist auch ganz einfach Zeitmangel, ich habe mich in den letzten zehn Jahren unter Hochdruck auf meine ‚Universalgeschichte‘ konzentriert, in der ich diese Ansätze nicht verwendet habe. Ich habe ganz brav die fundamentalen Werke der feministischen poststrukturalistischen Theorie gelesen. Ich finde sie nicht als etwas, das ich benützen kann, sie haben sich für andere Frauen als richtig und nützlich erwiesen, für mich nicht. Aber wie gesagt, ich habe hier keine sehr

elaborierte Position. Das einzige, was ich sagen will, ich habe eine definitive Position zu einer Frage: Ich glaube, daß die Idee, daß es der Text sei, auf den alles ankäme, wirklich destruktiv ist für die Frauengeschichte. Ich glaube, daß diese Tendenz sehr gefährlich ist, denn wir müssen immer mit der Realität rechnen. Frauen haben viel mehr als die Männer immer mit der schmutzigen Realität des täglichen Lebens zu tun gehabt. Wenn wir das ignorieren und nur den Text anschauen, dann verlieren wir die Mehrheit der Frauen aus dem Blick, auf neue Art.

Müller: Würden Sie es ebenfalls für problematisch sehen, daß in den letzten Jahren der Begriff der Konstruktion in bezug auf das Geschlechterverhältnis so stark in den Vordergrund getreten ist?

Lerner: Im Gegenteil, das finde ich sehr gut. Insofern man neue Methoden benützt, um in den Texten zu zeigen, daß vieles, das man als allgemeines Natürliches, als Naturgegebenes angesehen hat, konstruiert ist, halte ich das für sehr bedeutsam.

Müller: Was mich besonders interessiert hat an Ihrem Aufsatz von 1990, *Reconceptualizing Differences*,* und an der erweiterten Fassung Ihres Wiener Vortrages war der Punkt, daß Sie die Operation, aus einem Unterschied einen Machtunterschied zu machen, nicht nur für das Geschlechterverhältnis betont haben, sondern auch für andere Kategorien sozialer Ungleichheit. Habe ich Sie falsch verstanden, wenn ich glaube, daß Sie aus dem

* Gerda Lerner, *Reconceptualizing Differences Among Women*, in: *Journal of Women's History* 1 (1990) 106–122; dt. Übers. in: *Frauen finden ihre Vergangenheit*, 176 ff.

Modell des Geschlechterverhältnisses des Patriarchats einen Schlüssel für alle anderen Formen sozialer Beziehungen, sozialer Ungleichheit machen?

Lerner: Das sage nicht nur ich, das sagt auch Aristoteles, das sagt Hegel, das sagt, glaube ich, auch Kant. Überall, wo Unterdrückung von Gruppen im Namen der Hierarchie ausgeübt wird, hat man immer das Verhältnis von Mann und Frau als Modell genommen. Aristoteles hat die Sklaverei verteidigt, indem er sagte, das ist genau wie im Haushalt, der Mann muß herrschen, die Frau muß dienen, es gibt zwei Gruppen von Menschen, jene, die herrschen und jene, die dienen. Daraus wurde eine philosophische Tradition. Die wichtigste Einsicht, zu der ich gekommen bin, beantwortete die Frage, warum hat denn niemand, von Aristoteles an, das zugrundeliegende Prinzip befragt, warum ist es denn so in der Familie? Das habe ich getan, das haben viele Feministinnen getan. Analytisch gesehen war es tatsächlich dieses Familienmodell, mit dem man nicht nur alle anderen hierarchischen Verhältnisse erklärt, sondern auch begründet und legitimiert hat. Worauf es mir ankommt, ist folgendes: Wenn wir das wirklich verstehen und – da bin ich jetzt *de-constructionist* – es dekonstruieren, dann sehen wir hierarchische Verhältnisse nicht mehr gerechtfertigt.

Müller: Ihre These, das Geschlechterverhältnis zum Schlüssel für alle anderen Ungleichheitsbeziehungen zu machen, heißt dann aber auch, daß das emanzipatorische Projekt des Feminismus wesentlich über das Problem des Geschlechterverhältnisses hinausreicht.

Lerner: Genau, das ist ein wichtiger Punkt. Ich möchte aber nicht so verstan-

den werden, daß ich annehme, eine Unterdrückung wäre ärger als eine andere. Dieses Spiel soll man nie spielen. Die Unterdrückungssysteme sind alle eng miteinander verbunden, interdependent. Zum Beispiel haben sich weiße Männer, die von anderen weißen Männern unterdrückt wurden, Männer der Unterschicht beispielsweise, mit dem System akkommodiert, weil sie sich gleichzeitig Männern und Frauen einer anderen Rasse überlegen fühlen konnten. Wir brauchen eine holistische Sicht auf diese Systeminteraktionen und keine Hierarchie der Unterdrückungen. Der Feminismus ist in der heutigen Gesellschaft das einzige politische und wissenschaftliche, konzeptionelle Programm, das in der Lage ist, eine Transformation herbeizuführen, und zwar für Männer und Frauen. Wenn die Reformforderungen des Feminismus – nur ein Beispiel: die Fürsorge für alle Kleinkinder – Gesetzeskraft erlangen würden, wenn dies geschähe, würden sich alle anderen sozialen, politischen und ökonomischen Beziehungen mit verändern müssen. Wenn die Reformziele – die Frauenbewegung ist ja die einzige Bewegung, die nicht droht, revolutionär zu werden – umgesetzt werden, würde sich automatisch das ganze System ändern. Das ist die dynamische Kraft der Frauenbewegung. Alles wird durch kulturelle Transformation geschehen. Wir sind noch nicht ganz soweit, aber wir sind auf dem richtigen Weg. Ich bin da sehr optimistisch.

Müller: Noch eine Frage zur politischen Dimension der Frauengeschichte. In den letzten Jahren war eines der Schlüsselworte der Diskussion ja auch jenes des *backlash*. Sehen Sie solche Phänomene

auch im engeren Bereich der akademischen Geschichtswissenschaft?

Lerner: Ob ich einen *backlash* sehe? In Amerika haben wir einen richtigen Kulturkampf jetzt, und zwar innerhalb der Universitäten, in dem sich meiner Meinung nach völlig reaktionäre Wissenschaftler auf zwei Angriffsziele konzentriert haben, die sie zerstören wollen: Das sind einerseits feministische Wissenschaften und andererseits Leute, die sich mit Rassenfragen beschäftigen. Wir stehen hier ständig unter Angriff, und zwar meistens von Männern, die nichts davon gelesen haben, was wir geschrieben haben. Das ärgert mich fast am meisten. Wenn an einer kleinen Universität in Ohio einige Studentinnen bei einer Demonstration einen Blödsinn gesagt haben, wird das auf der ganzen Welt verbreitet und gegen die wissenschaftliche Arbeit gewendet.

Müller: Eine Attacke der Ignoranz?

Lerner: Das finde ich so. Ich muß sagen, ich habe sehr wenig Respekt vor den Argumenten, die im Spiel sind. Ich habe mir oft überlegt, wie ich an der Diskussion teilnehmen könnte, aber ich habe in diesen Angriffen noch keine Argumente gefunden, die ich ernstnehmen kann. Das sind Attacken, die aus politischen Gründen gemacht werden und in denen auf sehr geschickte Weise feministische Wissenschaft zum Sündenbock gemacht wird. Ich war in Neuseeland und mir wurde etwas aufgetischt, das jemand in Ohio gesagt hat, und ich sollte das verteidigen. Aber wir haben auch einen *backlash* auf andere Weise, der in Amerika auch Teil des Kulturkampfes ist. Wie Sie vielleicht wissen, gibt es eine gewaltige Attacke rechts und reaktionär eingestell-

ter Gruppen gegen das gesamte Kulturwesen, gegen die Finanzierung jener Institutionen, die Kultur, humanistische Kultur, fördern. Humanismus selbst wird angegriffen. Liberalismus und Humanismus sind jetzt bereits Schimpfworte in gewissen Gruppen der Bevölkerung. Das ist ein wirklicher *backlash*, nicht etwas, das wir uns ausgedacht haben. Wenn zum Beispiel der *Congress* kein Geld mehr für das *National Endowment for the Humanities* gibt, dann werden wir keine Forschungsprojekte mehr finanzieren können. Ganz einfach. Und darauf zielt es, das wollen diese Gruppen. Das ist sehr ernstzunehmen.

Müller: Der Höhepunkt des Jahrtausendsystems Patriarchat ist aber sicherlich bereits überschritten. Sie selbst haben in *Die Entstehung des Patriarchats* das Patriarchat ja als geradezu dysfunktional für Gegenwartsgesellschaften beschrieben, dennoch werden seine Traditionen weiter mitgeschleppt. Aber es scheint, das Patriarchat ist einigermaßen am Ende, und der Feminismus tut einiges, damit es noch weitergeht, er dreht an jenen Schrauben, die dann das ganze System verändern, wenn ich Sie richtig verstehe. Welche wesentlichen Bedingungen müßten nun Ihrer Meinung nach eingetreten sein, um das historische Ende des Patriarchats definieren zu können? Wann würden Sie sagen, das Patriarchat ist historisch erledigt?

Lerner: Wir müßten eine Parität, die Gleichheit der Machtverteilung, in allen Institutionen erreicht haben; wenn die Hälfte aller Parlamente mit Frauen besetzt werden, die Obersten Gerichtshöfe, die Ministerien, alles, was immer. Um dorthin zu kommen müßten Frauen

zum feministischen Bewußtsein gekommen sein. Dann würde sich der Inhalt der Gesetzgebung ändern. Das gilt auch für die Universitäten. Wir müßten das Erziehungssystem so ändern, daß das Endresultat ist, daß wir Frauen paritätisch auf allen Niveaus haben, also auch bei den Professoren, und nicht diese seltsame Pyramide, die wir jetzt sehen. Der Inhalt des Unterrichts würde die Kultur, die Werte der Frauen dann ebenso berücksichtigen wie die der Männer. Ganz von selbst würde das dazu führen, das staatliche und gesellschaftliche Leben viel weniger hierarchisch zu gestalten. Um Gleichheit in der Machtverteilung zu erzielen, würde dies beispielsweise voraussetzen, das Familienleben neu zu organisieren. Ich verwende das Beispiel eines *backpackers*, eines Hochgebirgswanderers, der nur das mitnimmt, was er wirklich braucht. Wenn alle Menschen gleichsam zu Hochgebirgswanderern erzogen werden würden, würden sie sich bloß um das wirklich Nötige sorgen, den Rest würden sie nicht mittragen. Ein solches Prinzip der Haushaltsführung könnte eingeführt werden. Man würde vielleicht ein bißchen weniger konsumieren, aber es wäre dann nicht notwendig, daß ein Teil der Menschheit den anderen bedient. Das hätte Effekte für das Leben der Gesellschaft, und zwar ganz praktische: Man würde nicht mehr erwarten, daß die Mütter die Familie bedienen, sondern man würde sagen, wir machen verschiedene Arbeiten, aber wir wechseln sie vielleicht ab, wir machen sie im Turnus und so weiter.

Müller: Eine letzte Frage. Sie haben in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Seminare und Vorlesungen gehalten, jetzt waren Sie einige Wochen hier

in Salzburg. Haben Sie hier besondere Bedingungen vorgefunden? Unterscheidet sich dieser Ort vom Rest der Welt?

Lerner: (*lacht*) Jeder Ort hat seine Eigenheiten. Ich fand eine besonders fortschrittliche, engagierte Gruppe von Studenten und Studentinnen hier. Das hat mich überrascht, ich habe das nicht erwartet. Sie war sehr sensibel und geschult für Fragen der Minderheiten und des Antisemitismus, mehr als andere Gruppen, mit denen ich zu tun hatte. Das ist eine Spezialität, auf die ihr stolz sein könnt. Manches, was ich diesbezüglich zu sagen hatte, war hier viel weniger neu als anderswo.

H e r b s t 1 9 9 5

Bernhard Frankfurter
Die Begegnung
Auschwitz – ein Täter
und ein Opfer im Gespräch

ISBN 3-85115-222-0

250 Seiten, 15 Abbildungen

öS 248,-/DM 36,-/sFr 36,-

Das Unfaßliche an Auschwitz zu beschreiben und zu erklären ist seit Jahrzehnten Ziel und Inhalt von Romanen, wissenschaftlichen Arbeiten oder Filmen. Bernhard Frankfurter versucht es auf seine Weise, indem er einen ehemaligen Arzt in Auschwitz einer Wienerin gegenüberstellt, die Auschwitz überlebt hat. Auschwitz als konkreter Ort von Massenmord, Qual und Grauen ist der Fluchtpunkt des Gesprächs über die Ziele und Praktiken der NS-Schergen in den Konzentrationslagern und das Leiden und den Überlebenswillen der Inhaftierten – konkretisiert an zwei Personen, dem Leiter des Auschwitzer Hygiene-Instituts, Hans Münch, und der Wiener Jüdin Dagmar Ostermann.



VERLAG FÜR
GESELLSCHAFTSKRITIK